

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 31 (1951-1952)
Heft: 4

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Kulturelle Umschau ★

Von den Zürcher Junifestspielen

Stadttheater

Verdi: Othello

Als Aufführung der Junifestwochen ist Verdis «Othello» in Szene gegangen. In einer vorzüglichen Aufführung ist damit am Schluß der Spielzeit noch der Verdi erstanden, wie wir ihn immer möchten (und ganz besonders in seinem fünfzigsten Todesjahr): überwältigend in der dramatischen Gewalt und in der künstlerischen Gestalt seines Werks, und von Kräften dargeboten, die über das künstlerische Vermögen hinaus eine Praedisposition für ihre Gestalten, für ihre Aufgaben besitzen, und eine technische Bereitschaft, die gerade das Technische vergessen lassen kann. Die Aufführung stand namentlich — wie es bei Aufführungen mit italienischen Kräften meistens der Fall ist — unter einer hohen Einheit von Spiel und Gesang. Es galt, was in der Oper eigentlich immer gelten sollte: daß, indem gesungen wird, dargestellt wird, und umgekehrt. Das größte dramatische Leben ging dabei zweifellos von jener Gestalt aus, die auch handlungsmäßig das Stück beherrscht: Jago, in der Darstellung durch *Paolo Silveri*. Er spielte ihn aus dem bewußtesten und berechnetesten Geist der Bosheit, nicht aus Gemeinheit. Die verhaltene Spannung im Selbstgespräch, die devote Zynik im Umgang mit seinem Opfer Othello und der endliche Triumph über dieses waren unvergeßliche Momente sängerischer Darstellung. Und das «Credo der Bosheit», worin sich Jago zu Beginn des zweiten Aktes recht eigentlich vorstellt, war wohl der innere Höhepunkt der Aufführung.

Wie stark ist aber auch Boito, der kongeniale Mitarbeiter des alternden Verdi, bei der Gestaltung der Shakespeare'schen Vorlage der entscheidenden Gestalt des Jago entgegengekommen! Dadurch, daß Othello von jeder eigenen Schuld befreit ist (er hat in der Oper nicht Desdemona, wie bei Shakespeare, mit Einschluß einer eigenen Schuld gewonnen), fällt alle Last Jago zu. Und wenn Verdi (am Schluß der Arbeit am «Othello» und aus der gewonnenen Übersicht heraus) den ersten Akt in einer groß ausgeführten und herrlich inspirierten Liebesszene schließen läßt, die wörtlich und übertragen bis an die Sterne reicht, so tat er das aus dem sichersten dramatischen Instinkt heraus, um hernach Jagos Vernichtungstat nur um so grauenhafter werden zu lassen. Mehr als bei Shakespeare ist hier Othello der Liebende, mehr damit auch der Leidende, der zuinnerst zu Grunde Gerichtete. Wo das gesprochene Drama vermehrt auf psychologische Differenzierung, auf motivische Verfeinerung aus sein kann, da erfordert das musikalische Drama das, was man in der klassischen Zeit der italienischen Oper «Affekt» genannt hat: die seelische Lage, die «Stimmung», die zu erfassen und zu erwecken die Musik geschaffen ist. Verdi, der verschiedene Verschränkungen der Stimmung in Boitos erster Textvorlage gestrichen und die seelischen Grundstationen des Dramas breit ausgeführt hat (und damit nur in der Richtung noch weitergegangen ist, in der sich schon Boito das Shakespeare'sche Stück zu eigen gemacht hatte), ist damit eine der vollendetsten Umschmelzungen eines dichterischen Meisterwerkes in ein musikalisches gelungen.

Und daß dem Dreiundsiebzigjährigen noch die ganze Fülle Verdi'scher Verve zur Verfügung stand, gehört zu den weiteren Gnaden des «Othello». Wie wohltuend

ist aber auch bei einem Künstler wie Verdi, der sein Leben lang kein gut wirkendes Theatermittel verschmähte, im Alter nun an entscheidenden Stellen eine Beschränkung der Mittel zu beobachten, eine Kunst, die sich mehr — wie alle Alterstile in der Musik — auf die innern Beziehungen der Musik als auf ihre Expansion stützt. Wer kann musikalisch den Eintritt Othellos in das Schlafgemach Desdemonas im letzten Akt vergessen, wo, noch das weiche As-Dur von Desdemonas letzten Worten im Ohr, tief unten in den Bässen das E-Dur aufsteigt, die Tonart, die gar keine tonale Beziehung zu As-Dur besitzt, und die so die ganze innere Abwendungh Othellos kundgibt, lange bevor er spricht. Und wo im Gesamtoeuvre von Verdi gibt es ein musikalisches Stimmungsbild, das so unausweichlich stark und zugleich so sparsam wäre wie Desdemonas Gesang vor dem nahenden Tod, das «Lied vom Weidenbaum», in dem der Tod noch nicht erkannt, und doch ganz gegenwärtig ist. Heute kaum mehr vorstellbar ist, daß dieses Lied mit dem anschließenden Gebet, ganz ins musikalische Geschehen verwoben, an der Uraufführung in Mailand 1887 da capo verlangt und repetiert wurde. Damit ist das Publikum Verdi bei seinem hauptsächlichen Anliegen am «Othello» nicht gefolgt: die Musik in engster Verbindung mit der dramatischen Entwicklung zu halten. Je weiter sich im Stück die zum tragischen Ausgang führende Seelentragödie verdichtet, um so enger werden die Verbindungen zwischen den Auftritten, um so einheitlicher der dramatische Zug. Das Gleichgewicht von dramatischer Entwicklung und gesanglichem Ausdruck, das sich dabei einstellt, schafft ein Hochgefühl, wie es nur wenige musikdramatische Werke zu bereiten vermögen.

Als Othello war in Ersetzung eines italienischen Sängers der dänische Tenor *Torsten Ralf* gewonnen worden, der verschiedenen textlichen und musikalischen Schwierigkeiten zufolge nicht voll auf die Partie vorbereitet war, hingegen eine ungemein weich-strahlende Tenorstimme von absolut sicherer und geschmackvoller Führung besitzt, und namentlich die lyrischen Teile, mit Einschluß des Schlußaktes, zu größter Eindringlichkeit brachte. Der Sopran *Maria Minettos* als Desdemona ist eine überaus intensive Stimme mit mehr dramatischer als lyrischer Qualität, die sich im Ensemble schlecht bindet, aber die ausdruckmäßigen Höhepunkte imponierend zu gestalten vermag. Sehr gut besetzt waren daneben auch der Cassio mit *Angelo Mercuriali*, der Roderigo mit *Miro Lozzi* und die Emilia mit *Gianni Binda*.

Die ökonomische und trotzdem vitale Leitung *Dr. Fritz Buschs* am Pult hat bestes Einvernehmen zwischen den Gästen und unserm Orchester gesichert und eine zündende Wiedergabe bereitet. Unser Chor war, was sich als sehr wirksam erwies, durch Chorführer der Mailänder Scala verstärkt. Die Bühnenbilder, namentlich im 3. und 4. Akt vorzügliche Lösungen des Raumproblems bietend, stammten von unserm *Max Röthlisberger*. *Oscar Saxida-Sassi* als Gast hatte die Regie inne, die sich mehrheitlich auf das Solistische beschränkt, aber einen wichtigen Anteil an der dramatischen Steigerung namentlich im 3. Akt nimmt.

Andres Briner

Schauspielhaus

Bernanos: Die begnadete Angst

Am 17. Juli 1794 wurden in Paris 16 Karmeliterinnen aus dem Karmel von Compiègne der Konterrevolution bezichtigt und enthauptet. Ihr «Verbrechen» bestand in ihrer freiwilligen Einhaltung des klösterlichen Gelübdes nach der Auflösung des Ordens. Gertrud von le Fort hat diese Begebenheit in der Erzählung «Die Letzte auf dem Schaffott» ergreifend gestaltet. Pater Raymond Bruckberger nahm die Erzählung als Vorwurf zu einer Filmnovelle und bat 1947 Georges Bernanos um

die Abfassung eines Filmtextbuches. Mehr als zehn Jahre hatte sich der eigenwillige Dichter aus gläubigem Zorn über die Entwicklung der abendländischen und christlichen Welt nur noch in polemischen Schriften zum Worte gemeldet. Diese schöpferische Pause und die Vorahnung des eigenen Todes mögen in gleichen Maßen an den «Dialogues des carmélites», dem letzten und vielleicht reifsten und klarsten Werk des Dichters, Anteil gehabt haben. Die Ordo der Civitas Dei konnte kaum in einem schöneren und bei aller Tiefe einfacheren Bild eingefangen werden als in diesen Gesprächen, für die Jakob Hegner den sinnvollen deutschen Titel «Die begnadete Angst» fand, und die Eckardt Peterich — etwas mehr schattiert als das Original — im Deutschen wiedergab. (Oft durfte man aber auch durch seinen Text mit Erstaunen wahrnehmen, wie einfach sich manches im Französischen sagen läßt.)

Das Leitmotiv der Szenenfolge ist die Angst. In sinnvollem Kontrast zu ihrem weltlichen Namen läßt Bernanos daher die junge, zwischen Schwärmerei, Frömmigkeit und Unvermögen schwankende Blanche de la Force als «Schwester Blanche von der Todesangst Christi» den Schleier annehmen. Sie ist die Hauptgestalt des Werkes. In ihr ist die Angst zum Grundthema des Lebens geworden. In ihrem Wesen ist im Verlaufe des Geschehens auch noch Wandlung. Wandlung vom Glauben zur Verzweiflung und von der Verzweiflung zum Opfer. Sie bringt daher noch am ehesten dramatische Elemente in das Werk. Zwar spiegeln die anderen Figuren, eine jede auf ihre Weise, auch die Angst wider, aber bei ihnen allen, abgesehen von der unbesorgt heiteren Schwester Constance, ist keine Wandlung mehr. Sie beschwichtigen die Angst immer wieder von neuem aus dem Fundus ihrer gläubigen Opferwilligkeit. Sie sind darum vorwiegend episch angelegt. Was für wundervolle Gestalten aber läßt Bernanos da vor unserem Auge entstehen! Die einfach-große Priorin, welche die Überwindung der Natur in sich mit tiefster Konsequenz vollzogen hat und erst im Todeskampf ein ihrer Vitalität entsprechend abgewandeltes «Mein Gott, warum hast Du mich verlassen» ausruft. Ihr Gegenstück ist die hehre und opferwillige Mutter Maria von der Inkarnation, welche die Angst weniger im Kampf gegen ihre Natur als vielmehr aus einer geistig bestimmten inneren Haltung heraus überwindet. Endlich die Priorin Lidoine, die stets aus einem sicheren mütterlichen Instinkt den Weg der Mitte findet, d. h. den Weg des wahrhaften Opfers. In ihr mag Bernanos seine eigene Vorstellung vom christlichen Handeln ausgedrückt haben. Eine Opferwilligkeit, welche weder Flucht noch gesuchtes Martyrium ist; Opfer um Gottes Willen. Um diese vier Gestalten gruppiert sich schließlich der Chor der zwölf anderen Karmeliterinnen und ihr milde-weiser Beichtvater. Ihre Schicksale laufen alle in ruhigem Strom nebeneinander, ohne sich je zu überschneiden, um sich am Ende im *Salve Regina* und im *Veni Creator* auf dem Wege zum Schaffott ganz zu vereinigen. Es ist ein Hohelied christlicher Opferbereitschaft.

So paradox es bei aller heutigen Beteuerung unserer christlich-abendländischen Tradition auch klingen mag: es war eine kühne Tat, diese elementar-religiösen Karmelitergespräche auf der Sprechbühne in Szene zu setzen. Schon rein thematisch! Empfindet nicht mancher Zeitgenosse einen so bewußten Widerruf der längst vollzogenen Säkularisierung des Theaters beinahe als ein Ärgernis? Denn gestehen wir es nur ein: der moderne Mensch geht wohl doch in erster Linie zur «Unterhaltung» ins Theater, wenn auch oft zu einer durchaus kultivierten. Aber auch dramaturgisch war das Unterfangen gewagt. Ist doch in diesen Dialogen einmal die «verlorene Mitte» in so bezwingender Weise zurückgewonnen worden, daß für das Ausspielen dramatischer Spannungen zwischen extremen Kraftfeldern gar kein Raum mehr blieb. Unser Theater ist aber in seinen Formen ein reines Erbe der Antike. Sein Grundelement ist die Antithese, der Konflikt, seine Wirkung ist Tragik oder Komik. Ein Theater von *rein* christlichem Geist ist jedoch notgedrungen untragisch, weil es nicht die Spannung, sondern stets ihre Aufhebung sucht. So sind z. B. auch Passionspiele nicht tragisch. Sie sind *Passion*, während das neuzeitliche Drama *Aktion* ist.

Sie stehen im Widerspruch zu unserem Begriff vom Dramatischen. Bernanos' «Begnadete Angst» ist eine Passion. Ein aus der Halbheit der modernen Christenheit herausstrebendes Mysterium. Damit ist es fremd im Hinblick auf unsere landläufigen Theatererwartungen, und es ist damit auch ein Wagnis.

Man darf es aber aussprechen: das Wagnis ist so gut gelungen, wie es gegen die genannten Widerstände nur irgend gelingen konnte. Daran ändert weder, daß in vorgerückter Stunde manche Uhr gezückt wurde und daß einige Lachtöne im Publikum falsch saßen. Mancher von denen, die am Abend vielleicht nur halb befriedigt waren, wird vielleicht gerade im erinnernden Nacherleben erst ganz von den Karmeliterinnen-Gesprächen berührt worden sein.

Oskar Wälterlins Regie sah es vor allem auf die behutsame Modellierung der Charaktere und die geistige Transparenz der Gespräche ab. Voll Takt und Feingefühl spaltete er die Gemeinschaft der Karmeliterinnen nur so weit auf, wie notwendig war, um die rechte Mitte oder — um mit der wundervoll einfachen Mutter Lidoine zu reden — den «Ausgleich» in allem sichtbar zu machen. Er hätte den Donner der Revolution weit mehr in seine Szenen hineinrollen lassen können. Aber es lag ihm auch in den äußeren Mitteln nicht an einer zusätzlichen Dynamisierung. Ja, in der zweiten Hälfte der Szenenfolge übertrug sich gerade durch die Stille, mit welcher die Karmeliterinnen ihrem Opfer entgegengingen, wohl noch mehr das Gefühl des Angstschauders auf den Zuschauer als wenn er die Trommeln der Revolution kräftiger vernommen hätte. Wälterlin machte die stille Größe des Urchristentums in seinen Gestalten spürbar. Und das war wohl auch die Absicht des Dichters gewesen. Auch *Teo Ottos* schnell verwandlungsfähige Bühnenbilder machten jene Insel des Glaubens sinnfällig.

An dieser Aufführung bewies das Schauspielhaus wieder einmal, daß es über einen Besitz verfügt, der im deutschsprachigen Theater selten geworden ist: ein *Ensemble*. Haben da doch Schauspieler wie Annemarie Blanc und Gustav Knuth nur ein paar Worte zu sprechen, aber wie füllten sie diese Sekunden mit Atmosphäre! Einer der Eindrücke, die man nicht so leicht aus dem Gedächtnis löschen wird, war der an Hysterie grenzende Todeskampf der Priorin *Therese Giehses*. Die neue Priorin erhielt durch *Traute Carlsens* liebevolle Zeichnung einer einfältigen, aber doch weisen Frömmigkeit einen eigentümlichen Glanz. Als stellvertretende Priorin verkörperte *Maria Becker* die Mutter Maria von der Inkarnation: eine tief angelegte Verbindung von Opfermut, Glaubenseifer und Gehorsam. Von wundervoller Schlichtheit und priesterlicher Güte war der Beichtvater *Kurt Horwitz*. Viele Darsteller müssen bei dem großen Aufgebot ungenannt bleiben. Eine besonders liebenswerte und innige Interpretation der zwischen Verwirrung und Frömmigkeit hin- und hergerissenen Schwester Blanche von der Todesangst Christi bot aber endlich *Erni Wilhelmi*, der Gast von den Münchener Kammerspielen. Wie sie sich beim Vorbeizug der singenden Karmeliterinnen aus der Menge der Zuschauer herauslöste und — ebenfalls den Gesang anstimmend — ihren Schwestern aufs Schaffott folgte, das wird als einer der tiefsten Eindrücke der Aufführung in der Erinnerung haften bleiben.

Ostrowskij: Wölfe und Schafe

Das Oeuvre des in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schreibenden Alexander Ostrowskij ist ein viel zu wenig betretenes dramatisches Terrain. Was bietet der Moskauer Jurist dem Zuschauer alles! Köstliche satirische Korruptionsintrigen wie Gogol in seinen «Toten Seelen», die ganze Typen-Skala der russischen Bevölkerung, soweit sie Schlauheit genug besitzen, um an solchen Korruptionsaffären teilzunehmen, und schließlich einen bei den Russen seltenen Sinn für die Erfindung dramatischer Fabeln. Die Russen waren meist Epiker. Ostrowskij aber war reiner Dramatiker. Möglich, daß er in seiner Beamtentätigkeit auf dem Handelsgericht

die Geheimnisse der geschäftlichen Intrigenkunst zur Genüge kennen lernen konnte.

In seinem «Wölfe und Schafe» treibt seine Phantasie herrliche Blüten. Was seine Gestalten dort auch aussprechen mögen, man kann es fast im Vorhinein als gewiß annehmen, daß es Lügen oder Betrügereien sind. Ausgenommen bei dem verabschiedeten Fähnrich Apollon, der dafür meist betrunken ist, und bei dem ständig gähnenden Gutsherrn Lynajew, der wiederum ein bißchen troddelhaft ist. Begreiflich, daß man vor einem solchen Betrügerszenarium etliche Lachsalven verschießen konnte.

Dies hatte man zu einem guten Teil auch der plastischen Inszenierung *Leonard Steckels* zu verdanken, der aus seinen Darstellern prächtig originale Typen zu machen verstand. Wie erlog sich die Meropa *Therese Giehses* bei ihren lieben Nachbarn mit moralischem Augenaufschlag einen guten Ruf. (War es nicht gar die Bibel, welche zur Aufbewahrung der gefälschten Wechsel herhalten mußte?) *Anne-Marie Blanc* gab der reichen jungen Witwe Kupawina jenen Charme, der oft von der Mischung «Schönheit plus Dummheit» ausgeht. *Erni Wilhelmi* war in diesem Stück wohl mehr in den quicklebendigen Partien ihrer Rolle glücklich als in der Verstellung. Auch ihr Partner *Gustav Knuth* fühlte sich wohl nur in den Szenen heimisch, in welchen er ein wenig gescheit tun durfte. Unter den weiteren Männerrollen ragten vor allem *Hans-Christian Blechs* prachtvoller Naturbursche von Fähnrich a. D., *Walter Richters* verschlagener und vitalen Gutsinspektor sowie *Erwin Kalsers* aalglatter Gutsherr Berkutow hervor. Summa summarum: ein gewürzter Komödienabend!

Klaus Colberg

Zeitschriften Westdeutschlands und Österreichs

(In der vorliegenden Besprechung wird die Übersicht des Oktoberheftes 1949 fortgesetzt)

Die in einem Land erscheinenden Zeitschriften, ihr Erfolg oder ihr Verschwinden helfen ein Bild zu gewinnen über all' das, was dessen Volk bewegt, was ihm wichtig scheint, was es bedrückt oder Oberflächliche noch freut. Wo und wie wäre es eher möglich, den Geist oder Ungeist einer Generation zu erfassen? Auf die deutschen Blätter blickt man mit besonderer Spannung, denn im Gebiet zwischen den Weltmachtblöcken müssen sich die ernsten Fragen der Gegenwart besonders stark aufdrängen. Geschichtlich denkende Deutsche sehen ihre Heimat unrettbar zerrissen und verstümmelt; einer unerhörten Einigung folgte rasch schärfste Zersplitterung. Eine ungeheure Folge gerade dieses letzten Krieges geht über die furchtbaren Zerstörungen noch weit hinaus.

Das Bild ist verwirrend. Neuen Heil-, Beruhigungs- wie Aufregungsmitteln für seelisch und körperlich Kranke entsprechen unerhörte Wege der «Kunst»; die Philosophie strebt nach neuen Begriffen, und wenn sie fehlen, stellen sich doch neue Worte ein; man schwankt zwischen Überrealismus und stets tieferer Psychologie und findet im «Ekel» die junge «Existenz». Dieses krampfhalte Suchen nach Anderssein um jeden Preis könnte grauenhaft wirken, wenigstens für alte Leute, die noch nicht vermögen, ihre Generation zu verleugnen und alles zu verdammten, was gestern als gut, schön und recht galt. Die Erscheinung ist keineswegs auf Deutschland beschränkt; aber hier lauschen Verzweifelte besonders aufmerksam auf alle Neutöne und verbreiten sie eifrig. Daneben treten Probleme, wie Wiedervereinigung West- und Ostdeutschlands, Aufrüstung, Flüchtlingsnot, deren deutsche Beantwortung wir suchen, beinahe zurück. Freilich müssen wir an die Warnung Werner Webers

(Zürich) in seinem Vortrag über jüngste deutsche Literatur denken: es droht «die Gefahr, allgemeingültige Züge zu verpassen und dafür Individuelles zu überhöhen». Ein Hamburger Blatt vom Mai 1950 berichtet, daß in Westdeutschland zwei Jahre nach dem Zusammenbruch wieder 1100 Zeitschriften erschienen; 329 konnten sich nicht halten, aber 1306 wurden 1948/49 neu gegründet. So stünden also heute rund 2000 zur Verfügung (1929 im damaligen Reichsgebiet 5709; 1938 noch 3673). Aber auch aus den etwa zwanzig uns vorliegenden Zeitschriften kann ja bloß Weniges angetönt werden; wir empfinden es als schmerzliche Ungerechtigkeit, Wertvolles — für den oder jenen Leser vielleicht sogar das Wertvollste — übergehen zu müssen. Bezeichnenderweise fehlen Blätter aus dem «gleichgeschalteten freien und friedliebenden» Ostgebiet.

Altvertraut berühren «*Westermanns Monatshefte*»¹⁾. Während dreier Generationen sind sie dem Grundsatz treu geblieben, weder das Neue unbesehen als das Zukünftige, noch das Althergebrachte als das allein Verehrungswürdige hinzustellen. Die Zeitschrift wendet sich an eine breite, kulturelle Mitte und grenzt sich ab gegen die rein intellektuellen und politischen Zeitschriften wie gegen bloße Belletristik. Doch kommen weder Wissen noch Unterhaltung zu kurz. Neben Novellen stehen anregende Beiträge aus fast jedem Wissensgebiet, etwa über Maria Theresia, über ein frühgeschichtliches Königsgrab, Bachs Notenhandschrift, Stundenbücher, berühmte alte Segelschiffe. Viele dieser Beiträge sind reizend illustriert.

Gute Unterhaltung allein pflegte die 1950 eingegangene «*Erzählung*», deren Anstrengungen um die Pflege einwandfreier Literatur nach dem Krieg mehr Erfolg verdient hätten²⁾. Auch die «*Literarische Revue*», vormals «*Die Fähre*», erscheint nicht mehr und beklagt die mangelnde Gunst deutscher Leser für «moderne, avantgardistische Literatur»³⁾. Den Gegensatz vertritt der «*Philosophische Literaturanzeiger*», der nur Besprechungen von Neuerscheinungen der Philosophie und ihrer Grenzgebiete bringt⁴⁾. Erwähnt sei eine Würdigung des Buches von Emil Staiger «Meisterwerke deutscher Sprache aus dem 19. Jahrhundert» durch Carl Augstein, oder des Werkes «Ärgernis und Zuversicht. Entscheidungen des Geistes im 20. Jahrhundert» von Theunissen.

Sehr zu bedauern war das Eingehen der «*Wandlung*», die allerdings in der seit Jahren erscheinenden «*Neuen Rundschau*» weiterzuleben verspricht⁵⁾. Jaspers untersuchte die Möglichkeiten eines neuen Humanismus. Er stellt die Ratlosigkeit hinsichtlich der Zukunft fest, im Bewußtsein totaler Bedrohung; als ob wir uns auf einem Vulkan ansiedeln, dessen Ausbrüche sicher sind, nur ist unbestimmt wann, wie und wo. Dichtungen der Verzweiflung haben den stärksten Widerhall. Neben enthüllender Wahrhaftigkeit vollziehen sich neue Verschleierungen, in Marxismus und Psychoanalyse; Fiktionen werden zerstört, aber neue geschaffen. Im «*Versuch zu einem Fazit*» weist Sternberger auf die kaum erträglichen Spannungen und Widersprüche in Deutschland hin «nahe an der Demarkationslinie der Welt». Hans Kohn bringt in «1948 — ein Ende» einen belehrenden Rückblick, der auch seltene Quellen verwertet. Frisé würdigt unsren Carl J. Burckhardt mit Eingehen auch auf dessen Schriften. Wenn nur auch jeder Sozialdemokrat die Erinnerungen Werner Peisers an die «Tschechoslowakei nach dem Staatsstreich» läse!

Die «*Deutschen Beiträge*» werden, statt wie bisher alle zwei Monate, nur noch ein- oder zweimal im Jahr eine größere Veröffentlichung herausgeben⁶⁾. In drei Heften besprach Rudolf Bach die Goethe-Literatur von 1949, eine ausgezeichnete

¹⁾ Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

²⁾ Südverlag, Konstanz.

³⁾ Willi Weismann Verlag, München.

⁴⁾ Bronnen-Verlag, Schlehdorf am Kochelsee.

⁵⁾ Lambert Schneider Verlag, Heidelberg.

⁶⁾ Nymphenburger Verlag, München.

kritische Schau. Ein Aufsatz von Bernhard Knaus «Selbstverwaltung — Gemeindefreiheit» geht von Arbeiten der Schweizer Adolf Gasser und Werner Naf aus. Zum Beitrag Gerhard Pallmanns «Hölderlin heute» wäre noch der hier erschienene Aufsatz Staigers zu vergleichen. Wertvolle Einzelheiten bringt Kurt Pfister über Strauß und Hofmannsthal, von denen manche Äußerungen paradox klingen, etwa des letztern Ansicht, Shakespeare habe in bestimmtem Sinn lauter Opern geschrieben. Wenn Strauß im «Capriccio» antönt, Ton und Wort seien Bruder und Schwester, erinnert das an Wagners Vergleich von der männlichen Dichtung und dem Weib Musik, der sehr tief schürft und daher von Pfister, der in der «Ägyptischen Helena» die Synthese von Oper und Musikdrama erkennt, wohl hätte erwähnt werden dürfen. Höchst merkwürdig sind die von K. A. v. Müller geschilderten Schicksale der Alexandrine von Hedemann, «Leutholds Penthesilea». Sommerfeld untersucht «Das unendlich Kleine und das unendlich Große in der Physik», wobei schwierigste, kaum faßbare Probleme scheinbar volkstümlich, jedenfalls spannend dargestellt werden, immerhin selbst den Vorwurf eines Mythos des 20. Jahrhunderts andeutend. Er erwartet Entscheidendes, sogar über den «genau angebbaren Anfang der Zeit», die nicht unendlich sei, von den Messungen auf Mount Palomar, dessen Reflektor das Eindringen in den Weltraum «auf eine Milliarde Lichtjahre» ermögliche. — Sehr lesenswert sind Auszüge aus Hans Carossas Lebensbericht, hier z. B. «Mai 1945», der ungewöhnlich reich an Beziehungen auch zur Natur ist und spannend die ersten Tage der Besetzung festhält.

«Die Pforte», im Oktober 1949 besprochen, verdient nochmals einen Hinweis, um so mehr als es schade wäre, wenn sie das Los vieler anderer teilen müßte, «die sich in unserer Zeit größter wirtschaftlicher und kultureller Not nicht zu halten vermochten»⁷⁾. Sie bringt eine sehr freie Einstellung idealistischer Lebensanschauung zum Christentum, auch zum Pantheismus und andern Richtungen. Friedensburgs Betrachtung «Das Abendland im Kulturmampf» geht vom Exkommunikationsdekret gegen den Kommunismus von Papst Pius XII. aus, mit geschichtlichen Rückblicken. Neben katholischer Bekenntnistreue gibt es heute einen «Attentismus», den der Primas von Polen und der ungarische Erzbischof Czapik für die heute dort angemessene Einstellung halten. Besser untersucht «Die Vorgeschichte des Nationalsozialismus in neuem Licht», wobei er den Einfluß des antisemitischen Wiener Bürgermeisters Lueger, der Bücher des Guido von List und des Germanenordens hervorhebt. Die literarischen Quellen scheinen uns bei weitem nicht erschöpft. Gern sei festgestellt, daß zwar Namen wie Wagner, Nietzsche, Chamberlain, Schemann auftauchen, daß aber «alle diese Männer Konsequenzen, wie Hitler sie zog, von Anfang an weit von sich gewiesen hätten».

Mit dem Januarheft hat die «Deutsche Rundschau» ihren 77. Jahrgang angetreten⁸⁾. Sie will für Freiheit, Recht und Menschenwürde eintreten und gegen jede Art von Gewalt und intolerantem Nationalismus streiten. Der Herausgeber R. Pechel läßt auch ihm wenig entsprechende Stimmen zu Worte kommen. Das Februar-Heft berücksichtigt stark die Schweiz, so durch den Beitrag Jürgen Pechels «Die Schweiz im Nervenkrieg, eine abendländische Bewährungsprobe». Es folgen eine Würdigung Spittelers, eine Stelle von Gottfried Keller, ein Nachruf auf Albert Oeri. Herbert Ahl spricht gut über den so oft unterschätzten «Martin Salander». Karl Rauch anerkennt in «Zusammenarbeit mit dem literarischen Frankreich» französische Vorzüge. Eine politische Betrachtung R. Pechels arbeitet überzeugend die Bedeutung Europas heraus; es ist der «Entscheidungserdeteil». Freilich scheinen uns die Möglichkeiten einer Blockade Chinas und der Mitwirkung asiatischer Völker gegen den Kommunismus überschätzt.

Von der internationalen Zeitschrift «Der Monat» sagt Jaspers, sie atme den

⁷⁾ Port Verlag, Urach.

⁸⁾ Ruhr-Verlag, Gelsenkirchen.

Geist europäisch-amerikanischer Kulturgemeinschaft⁹⁾). Es sei in ihr ein Weltbürgertum am Werk, das zugleich mit Liebe den geschichtlichen Abwandlungen des noch immer so reichen Abendlandes zugewandt sei. Der «Monat» suche Brücken zu schlagen zwischen dem Geist der Länder und Völker. Hervorragende Beiträge entstammen dem Sammelband «The God that failed», mit den wichtigen Schilde rungen jener bekannten früheren Kommunisten, die zu ihren bitter enttäuschenden Erfahrungen in Rußland ehrlich stehen. Vielleicht darf man sich fragen, wie die Menschenkenntnis eines ausgezeichneten Dichters wie Gide es zu seinem ursprünglichen Schwärmen für den Kommunismus überhaupt kommen ließ? Im «Monat» erschien auch das grauenhafte Bild «1984», Orwells furchtbarer Zukunftsroman. Eugen Lerch gibt eine geschichtlich-philologische Betrachtung «Der Rassenwahn», die u. a. auch Ergänzungen zum oben genannten Aufsatz Bessers enthält.

Aus der international-kulturpolitischen «Aussprache» seien einige Stichworte erwähnt¹⁰⁾. Im Aufsatz «Deutsch-französische Heirat» meint Dirks, die neutrale, mehrstämmige Schweiz wäre wohl der letzte Staat, der in Europa aufzugehen bereit wäre. Heft 7 bringt Stimmen von Berglar-Schröer, Heinrich Mertens, Dirks u. a. zur Frage der Wiederbewaffnung, die vorwiegend abgelehnt wird, vor allem, weil (Juli 1950!) die Herausgeber glauben, die Völker Europas hätten noch Zeit. Dieser Ansicht widersprechen Sätze wie «Korea so nah wie Bayern», «Sodom und Gomorrha am Vorabend des Feuerregens». Es sei versäumt worden, nach 1945 ein Europa als dritte Kraft zu schaffen. Die Alternative hätte unbedingt vermieden werden sollen, daß heute der Zwang bestehé, sich für den Westen oder Osten entscheiden zu müssen. «Die Wahl kann tödlich sein, die Unentschiedenheit wird tödlich sein». Anderswo heißt es, daß wer Deutschland ganz unter seine Verfügung brächte, den dritten Weltkrieg schon gewonnen hätte. Der linksstehende Franzose Bourdet, Haupt redaktor des «Combat», gibt zu, daß die gemeinsamen europäischen Interessen sicher nicht dieselben seien wie diejenigen Sowjetrußlands, meint aber, sie seien aber auch schon gar nicht die gleichen wie die der USA. — Man erhält aus der Aussprache den Eindruck furchtbarer Dilemmen. Uns hat am meisten das Bildchen des zerlumpten «Mittelkoreaners» überzeugt: die wenig genannten Mittelkoreaner sind geborene Pazifisten und lieben Musik und Kreuzworträtsel, haben aber leider das Pech, ein Land zu bewohnen, das zwischen Nord- und Südkorea liegt.

«Neues Abendland» ist eine Monatszeitschrift für Politik, Kultur und Geschichte¹¹⁾. Schon das Lob Adenauers und die scharfen Worte gegen Schumacher deuten den Standort an, der besonders katholische und föderalistische Stimmen berücksichtigt. Sehr ansprechend wird die «Rettung Deutschlands vor der kommunistischen Zerstörung» angestrebt. Die Persönlichkeit Christi läßt sich mit Ratio und Psychologie allein nicht ergründen. Ausgezeichnet weiß Heck im Franzosen Maine de Biran einen Vorläufer moderner Philosophie zu schildern. Merkwürdig scharf wird die «Mitschuld Roosevelts» an der heutigen Lage dargestellt: es war Täuschung, mit einem relativ billigen Krieg die Welt eines amerikanischen Jahrhunderts gewinnen zu wollen; heute erweist sich, daß Blut, nicht nur Geld gebraucht wird, um die verspielte freie Welt zu retten.

Monatlich erscheinen im 6. Jahrgang die «Frankfurter Hefte»¹²⁾. 1951 soll auch eine Wochen-Ausgabe die Hefte von der aktuellsten politischen Berichterstattung entlasten. Sehr lesenswert, wenn auch neue Widersprüche und Dilemmen aufwerfend, ist z. B. Kogons «Die Verteidigung Europas». Vordringlich scheint ihm die Einigung des Kontinents. Es ist nicht ganz klar, wie sich Kogon zwar viel von einer Armee eines europäischen Bundesstaates in der Hand einer Regierung Europas

⁹⁾ Herausgeber M. J. Lasky, Berlin-Dahlem.

¹⁰⁾ Blücher-Verlag, Stuttgart.

¹¹⁾ J. W. Naumann, Verleger, Augsburg.

¹²⁾ Frankfurter Hefte Verlag, Frankfurt a. M.

verspricht, anderseits aber sagt, man könne, ohne Europa zu ruinieren und den Sowjets in die Hand zu arbeiten, keine Armee mehr hervorbringen, auch nicht in drei Jahren, auch nicht mit Deutschland, die imstande wäre, uns von Lübeck bis Triest offensiv zu schützen. Dirks weist in «Der restaurative Charakter der Epoche» auf Versäumnisse hin; Lastenausgleich und Aufnahme der Ostvertriebenen wäre nötig. Erwünscht sind neben Novellistik und Lyrik namentlich die Lebensbeschreibungen (Evelyn Waugh, Schumann, Heidegger, Foerster u. a.).

Möge trotz im Oktober 1950 beklagter schwerer Krise der «Merkur» seine Arbeit fortsetzen können¹³⁾. Er will das Leben freien Geistes im zerrissenen Deutschland und vor der bedrohten abendländischen Welt bewahren — und tut es. Neben Dramen wie Zuckmayers «Gesang im Feuerofen», Senders «Lot und sein Haus» finden sich ausgezeichnete geschichtliche und literarische Betrachtungen und eine Chronik, in der z. B. das schwere «Doppelgesicht der deutschen Flüchtlingsfrage» bedeutsam hervortritt. Löwith zeigt in «Christentum und Geschichte», wie erstaunlich sich die Kraft des Glaubens an eine göttliche moralische Absicht manchmal dann bewährt habe, wenn alle empirische Gewissheit dagegen sprach. Sehr gern begegnet man Kaßner («Die Agonie Platons»), Röpke, Carossa, der diesmal von seiner Begegnung mit Goebbels und Schirach erzählt. Dankbar ist man Röpke, der für die deutsche Sprache eine «Kollektivschuld» ablehnt. Boehlich sucht den literarischen Arbeiten unseres Schweizers Max Rychner gerecht zu werden, wozu allerdings der Vergleich mit Kerr nicht einmal nötig wäre. Im anziehend-abstoßenden Roman «Tod in Hollywood» von Evelyn Waugh findet eine gewisse Seite moderner Zivilisation in Kalifornien glänzende Darstellung, wahrlich auch ein «1984»!

In der «Universitas» finden sich auffallend oft Namen von Schweizern und bei uns Niedergelassenen¹⁴⁾. So zeigt sich ein übernationaler Geist, eine weltoffene Wissenschaft und Forschung. Wenige Titel mögen dies andeuten. Arnold J. Toynbee gibt in «Entstehung und Untergang der Zivilisation» einige Parallelen zwischen Altertum und Jetzzeit. Maiwald behandelt «Medizin und Psychologie in soziologischer Perspektive». Louis de Broglie schreibt über «Wissenschaft und Zivilisation», Heberer über die «unmittelbaren Vorfahren des Homo sapiens». Auseinandersetzungen über Existentialismus («aus Weltangst geborene Philosophie, die auf geistigem Gebiet ebenso ein Symptom unserer Zeit ist wie der totalitäre Staat»), mit dem philosophischen Marxismus, mit dem Humanismus, der «moralischen Ausrüstung», mit Barth, Jaspers, Heidegger usw. Weitere Aufsätze behandeln: «Strukturwandel des kapitalistischen Systems» (René König), «Strauß — Leben und Werk» (Willi Schuh), «Der Rosenkavalier als Dichtung» (Staiger) usw.

«Welt und Wort» ist eine großformatige literarische Monatsschrift, die über Zusammenbruch und Währungsreform hinaus ihre Lebenskraft bewahrt¹⁵⁾. Belehrend und anregend werden die wichtigen Erscheinungen und Fragen des internationalen Schrifttums betrachtet. Reich und zuverlässig ist die kritische Rundschau über Neuerscheinungen. Originell wirken die Selbstbildnisse, auch die Verlegerprofile (u. a. Martin Hürlmann). Aufschlußreiche Beiträge sind z. B. «Camus-Marcel-Sartre» von Hübscher oder etwa die Untersuchung von Übersetzungen der Gedichte Baudelaires. Im Lebensbericht Faulkners lernt man Überraschendes vom moralischen Niedergang in amerikanischen Südstaaten und vom dortigen Rassenproblem. Vielen Lesern werden die von Illustrationsproben begleiteten Auszüge aus neuen Büchern höchst erwünscht sein. Zweifellos sind sie wertvoll, obwohl die Methode Gefahren in sich birgt. Regt die Probe an, sollte das ganze Werk gelesen werden können; stößt sie ab, hält man sich auf Grund der subjektiven Auswahl ein vielleicht doch Gutes enthaltendes Buch fern. Man stelle sich eine ganz kurze Leseprobe etwa

¹³⁾ Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Baden-Baden.

¹⁴⁾ Wissenschaftlicher Verlag, Stuttgart.

¹⁵⁾ Verlag Katzmann, Tübingen.

aus den «Wahlverwandtschaften» vor! Viele begnügen sich (oder müssen es) mit dem Lesen der kurzen Auszüge und meinen dann doch, die Literatur zu kennen — wie Radiohörer alles vernehmen und nichts wissen. Die alles Wesentliche festhalten- den Buchbesprechungen sind vorzuziehen. Sie sollten sich übrigens vor Superlativen hüten: wir vermögen bei Kästner die «Tradition der großen deutschen Lyrik» schlechterdings noch nicht zu finden, ebensowenig wie wir bei Else Lasker-Schüler ein «märchentrunkenes Werk» erkennen. Kurt Kesten spricht über «innere Ver- wandtschaft Poes und E. T. A. Hoffmanns» — gut! Aber das wesentlich Unter- scheidende wird mit keinem Wort berührt, ja vielleicht gar nicht geahnt: Hoff- mann besitzt Humor, Poe ist bei aller Phantastik ein eiskalter Rechner.

Anspruchslos, da ohne Umschlag, erscheint zweimal im Monat die innerlich reiche «Gegenwart» jetzt im 6. Jahr¹⁶⁾. Sie wird von langen philosophischen Auf- sätzen nicht beschwert, greift aber resolut und ansprechend hinein ins politische, wirtschaftliche und literarische Alltagsleben. Da spricht z. B. der knapp zweiseitige Leitaufsatz «Nichts zu lachen» von Eisenhower und seiner Aufgabe in Europa. Ohne viele amerikanische Divisionen erscheint der «Gegenwart» jede europäische Vertei- digung aussichtslos — nothing to smile about. Geradezu Entsetzliches schildert der Bericht «Das Todesurteil für Warschau», nämlich den Untergang der polnischen Heimatarmee unter General Bor in den Kloaken der Stadt, August 1944, während die Russen zuschauten... Dem Leitaufsatz «Gefährliche Freundschaften» vom 1. Fe- bruar 1951 sei folgender Satz entnommen: «In vielen Städten Deutschlands wird ein „Certificat de neutralité“ für 1 DM verkauft, ein Neutralitätspass sozusagen. Er versichert dem Inhaber in vier Sprachen, daß er mit dem großen Weltgegensatz nichts zu tun habe, daß er sozusagen ein Bürger Neutraliens sei und auf den Schutz und die Achtung für die Neutralen Anspruch habe. So billig kann man sich also vom Schicksal loskaufen. Eine Frau braucht nur einmal einem russischen Soldaten dieses Zertifikat zu zeigen und es geschieht ihr nichts. Man braucht nur dem Wächter am Eingang des Konzentrationslagers den Schein zu zeigen und man wird wieder nach Hause entlassen, alles für eine gute, ehrliche D-Mark. Für eine Mark öffnet sich das vernichtende Meer zu einer Straße des Entkommens». — Erinnert sich unser Leser noch des oben erwähnten Mittelkoreaners?

Eine höchst bedeutsame Fundgrube bietet das «Europa-Archiv», als unschätz- bares Nachschlagewerk selbst von ausländischen Amtsstellen anerkannt¹⁷⁾. Die für tiefe Erfassung der Geschichte, Politik und Wirtschaft unentbehrlichen Dokumente werden genau, anderssprachige in zuverlässigen Übersetzungen hier aufgespeichert. Da finden wir z. B. den Wortlaut des Atlantikpaktes, die Taß-Erklärung zur Blockade Berlins, die Vandenberg-Resolution, das Statut der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, deren Note an Norwegen usw. Kaum etwas Wichtiges fehlt. Hier ist wirklich das Archiv für alle, die noch das Bedürfnis fühlen, sich geschichtliche Rechenschaft zu geben. Schon am 31. Oktober 1949 stellte die Generalversamm- lung der «Union Européenne des Fédéralistes» an ihrer Tagung in Paris fest, «daß die politische, wirtschaftliche, soziale und militärische Lage in Europa sich schnell dem kritischen Augenblick nähert, da es keine Möglichkeit mehr geben wird, den endgültigen Verfall unserer Zivilisation zu verhindern...». Die Verteidigung Eu- ropas sei nicht möglich, solange jeder Staat souverän bleibe — ein Ausspruch, der bei Föderalisten doppelt überrascht. Im «Manifest des Deutschen Volksrates, die nationale Front des Demokratischen Deutschlands» liest man u. a.: «Die Bonner Separatregierung hat die Aufgabe, Westdeutschland in den Kriegsblock des Atlantik- paktes einzugliedern und die Jugend des Separatstaates als Landesknechtsgruppen für den amerikanischen Imperialismus zu stellen. Die Restaurierung des deutschen Faschismus und Militarismus wird offen betrieben und der Revanchegedanke groß-

¹⁶⁾ Verlagshaus der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M.

¹⁷⁾ Wilhelm Cornides, Herausgeber, Frankfurt a. M.

gezüchtet». Das Manifest fordert u. a. unversöhnlichen Kampf gegen die Verräter, die verbrecherischen Helfershelfer der Spaltung Deutschlands und der Versklavung seiner westlichen Teile usw.! Wer hört nicht den Ruf: Haltet den Dieb! Eine sorgfältig bearbeitete Rubrik registriert fortlaufend die «Ereignisse» in allen Ländern. Meist ausgezeichnete Aufsätze vertiefen die Einsicht. Wir greifen heraus: «Von München bis Moskau» von Prof. E. H. Carr, Appleford. «Amerikanische Maßnahmen zur Sicherung des Arbeitsfriedens» von Gisela Augustin. «Schwerpunktsverlagerung im Commonwealth» von Heinz Fischer-Wollpert. «Die Auswirkungen der Abwertung des britischen Pfundes» von Erwin Dähne. Ganz besonders wertvoll war «Einheit und Grenzen Europas bei Constantin Frantz und Henri Martin» von Georg von Rauch.

Es freut uns, auch zwei Zeitschriften aus *Österreich* erwähnen zu können.

«Die österreichische Furche» ist eine freie kulturpolitische Wochenschrift, in Format und Aussehen etwa einstigen größten Wiener Blättern entsprechend, mit Schwarzweiß-Bildern aus österreichischem Kunstschatz im Text¹⁸⁾. Sie richtet sich an Volk und Gebildete, verantwortungsbewußt, ohne Haß gegen Verfolger von gestern, mit Liebe zur Heimat und im Glauben an ein christliches Abendland. In einer Zeit beispielloser Verwilderung und Not soll das Bewußtsein für das Reine und Richtige bewahrt werden. Der «Furche» wagt auch kühne Worte gegen Mode-Krankheiten, gegen Schlagworte und Volksvergiftung durch Pornographie, Kino, Kitsch. So sagt sie z. B. über «das Spielcasino auf der Straße» (Toto): «Das Normale, Einfache, Vernünftige reizt in dem heutigen Cancan der Menschheit am Abgrund nicht mehr, ... wir sind bei der Neurologie angelangt. Toto ist psychopathische Zeiterscheinung». In der Betrachtung «Die falsche Stufenleiter» spricht Coudenhove-Kalergi über manuelle und geistige Arbeiter. In der guten literarischen Beilage «Der Krystall» finden wir einen Erinnerungsaufsatzt Carl J. Burckhardts «Wien im Winter 1918». Eine ständige Rubrik «SOS ruft» berichtet von der oft furchtbaren Not der Armen und Vertriebenen, der eine «SOS-Gemeinschaft» nach Möglichkeit abzuhelfen trachtet.

Fast berührt es wie ein Blick in eine andere Welt, wenn man endlich die internationale Halbmonatsschrift für alle Fachgebiete des Buch- und Kunstantiquariates mit den Beilagen «Der Bibliophile» und «Kommende Bücher» aufschlägt: «Das Antiquariat»¹⁹⁾. Natürlich nehmen Angebote, Kaufgesuche, Anzeigen jeder Art für alte und neue Bücher, Manuskripte, Gemälde, Landkarten, Noten den größten Raum ein, doch werden auch diese Seiten mit ihren oft merkwürdigen Bildern keinen Bücherfreund langweilen. Daneben finden sich aber auch prächtige Aufsätze, biographische Mitteilungen, Anekdoten. Wir nennen «Gottfried Keller an Luise Rieter» oder etwa eine reichbebilderte Arbeit von Horodisch über Kubin als Schöpfer von Exlibris, das Bekenntnis zum Buche von George Sand. Es gibt Betrachtungen über die «entzauberten Bücher» oder über die Krise im Verlagswesen Amerikas, die auf die «Bestsellers» zurückzuführen sei; Presse, Film und Rundfunk machen Reklame, Bücherclubs bestellen Auflagen von hunderttausenden von Bänden zu herabgesetzten Preisen, das frühere persönliche Verhältnis des Buchhändlers zum Kunden ist gefährdet. Unter den eingestreuten Gedichten begegnet man fast mit Rührung der «Sylvesternacht» der Zürcherin Nanny von Escher. Die Schweiz findet überhaupt liebevolle Berücksichtigung.

* * *

Der Rückblick auf alle Zeitschriften läßt zwischen Verzweiflung und einiger Hoffnung schwanken. Der Eindruck herrscht vor, daß der Abgrund zwischen Westen

¹⁸⁾ «Herold»-Verlagsges. m. b. H., Wien VIII.

¹⁹⁾ Walter Krieg Verlag, Wien.

und Osten kaum überbrückbar sei. Es zeigt sich im Osten — der für Amerika ebensosehr Westen ist — ein Fanatismus, eine Unkenntnis des Gegners, ein Grad von Mißtrauen und Haß, die an allerschlimmste Erscheinungen einstiger Religionskriege erinnern. Vernunftgründe scheinen nichts zu vermögen; sie werden auch gar nicht angehört oder absichtlich entstellt und in ihr Gegenteil verkehrt; zahllosen Millionen vielleicht gutwilliger Menschen bleiben sie überhaupt unterschlagen. In wenigen Jahren wird deren Denken ganz mechanisiert und gleichgeschaltet sein. Tröstlich kann erscheinen, daß es heute in Deutschland und Österreich eine Presse gibt, die trotz Not und Besetzung reiner und freier ist als je.

Karl Alfons Meyer

Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.

Horaz